



dot:  
books

ANITA BURGH



Wo deine  
*Küsse*  
mich finden

ROMAN



The background of the cover features a scenic view of London at sunset. The sun is low on the horizon, casting a warm, golden glow over the city. In the foreground, the River Thames flows, reflecting the light. A large, ornate bridge with multiple arches spans the river. In the background, the iconic Big Ben clock tower stands prominently, its face illuminated. The sky is filled with soft, colorful clouds in shades of orange, yellow, and blue.

### *Über dieses Buch:*

Wie lange kannst du vor deiner Vergangenheit davonlaufen? Kitty Lawrence scheint alles zu haben, was sie sich wünschen kann: eine Karriere als umjubelte Opernsängerin, ein Leben im Luxus und einen Mann, um den sie viele Frauen beneiden würden. Und doch gibt es da diese Wunde in Kittys Seele, die niemals verheilen kann: Warum hat ihre Mutter immer nur ihre Schwester Lana gefördert, die an diesen großen Erwartungen zu zerbrechen drohte ... und warum hat auch der charmante Slim immer nur Lana gesehen, statt Kittys zarte Gefühle zu erwidern? Als Kitty nach vielen Jahren des Schweigens die Nachricht erhält, dass ihre Mutter schwer erkrankt ist, eilt sie an ihr Krankenbett - und begreift, dass es Zeit ist, sich den Schatten der Vergangenheit zu stellen. Aber wird es ihr gelingen, Lana zu finden, die spurlos verschwunden ist ... und ihr eigenes Glück?

### *Über die Autorin:*

Anita Burgh wurde 1937 in Gillingham, UK geboren und verbrachte einen Großteil ihrer Kindheit in Cornwall. Ihre 24 Bücher wurden in mehrere Sprachen übersetzt und feierten international Erfolge. Mittlerweile lebt Anita Burgh mit ihrem Mann und zwei Hunden in einem kleinen Dorf in den Cotswolds, Gloucestershire.

Bei dotbooks veröffentlichte Anita Burgh ihrer Romane »Das Erbe von Respryn Hall«, »St. Edith's: Hospital der Herzen«, »Glückssucherinnen«, »Der Weg zum Herzen einer Frau«, »Das Lied von Glück und Sommer«, »Wo unsere Herzen wohnen« und »Die Liebe eines Fremden«.

Außerdem veröffentlichte Anita Burgh bei dotbooks ihre Familiensaga »Die Töchter Cornwalls« mit den drei

Einzelbänden: »Morgenröte«, »Sturmwind« und  
»Dämmerstunde«

\*\*\*

eBook-Neuausgabe November 2020

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 1993 unter dem Originaltitel »Ouvertures« bei Macmillan, London. Die deutsche Erstausgabe erschien 1996 unter dem Titel »Ouvertüren der Liebe« bei Knauer.

Copyright © der englischen Originalausgabe 1993 by Anita Burgh

Copyright © der deutschen Erstausgabe 1996 Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knauer Nachf., München

Copyright © der Neuausgabe 2020 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von shutterstock/Shutova Elena, ventdusud

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (CG)

ISBN 978-3-96655-262-2

\*\*\*

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook - anders als ein gedrucktes Buch - nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die

unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: [info@dotbooks.de](mailto:info@dotbooks.de). Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

\*\*\*

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: [www.dotbooks.de/newsletter.html](http://www.dotbooks.de/newsletter.html) (Versand zweimal im Monat – unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

\*\*\*

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Wo deine Küsse mich finden« an: [lesetipp@dotbooks.de](mailto:lesetipp@dotbooks.de) (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können – danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

\*\*\*

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.dotbooks.de](http://www.dotbooks.de)

[www.facebook.com/dotbooks](https://www.facebook.com/dotbooks)

[www.instagram.com/dotbooks](https://www.instagram.com/dotbooks)

[blog.dotbooks.de/](http://blog.dotbooks.de/)

***Anita Burgh***  
**Wo deine Küsse mich finden**

Roman

Aus dem Englischen von Traudl Weiser

dotbooks.

*Für meine Tochter Kate mit Liebe*

We - are we not formed, as notes of music are, For one  
another, though dissimilar?

R B. SHELLEY (1792-1822)

# Präludium

## 1982

Vorn Fußende des Krankenhausbetts aus beobachtete Kitty die Patientin gespannt, dann sah sie auf ihre Uhr. Sollte die Frau sterben, so hoffte Kitty, daß es schnell geschehen möge.

Sie zog ihren Mantel enger um sich. Fror sie, weil die Zimmertemperatur nachts auf der Station niedriger war oder wegen dieser besonderen Umstände, oder weil ihre Gedanken sie erschauern ließen? Sie konnte sich nicht erinnern, jemals derart gefroren zu haben, nicht einmal in Schweden. Denn dieses eisige Gefühl hatte sie ganz und gar durchdrungen, es ging bis ins Mark.

Sie war müde, geistig erschöpft. Um den halben Globus war sie geflogen, um hier zu sein, und nun, da sie hier war, wußte sie, daß ihre erste Reaktion - nicht zu kommen - richtig gewesen war.

»Möchten Sie eine Tasse Tee, Miss Lawrence?«

Kitty wandte sich um.

»Das wäre nett von Ihnen«, sagte sie zu der drallen, reizlosen Schwester. »Ohne Zucker«, fügte sie hinzu und lächelte diesmal, ein strahlendes, perfektes Lächeln, das ihre Augen nicht erreichte.

Den eisernen Rahmen des Betts umklammernd, wandte sie sich wieder der Patientin zu, die sich unter ihren Laken kaum rührte; ihr Atem ging so flach, daß man sie fast für tot halten konnte. Kitty betrachtete eine Fremde. Es mußte diese Krankheit sein und diese Umgebung, die die Frau all dessen beraubt hatte, was einmal ihr Selbst gewesen war.

Oder war sogar sie daran schuld? Sie hatte nur das Wort der Schwester dafür. Wie lange war es her, seit Kitty die ihr jetzt so Fremde zum letztenmal gesehen hatte? Wie viele Jahre waren verstrichen? Und Menschen ändern sich ...

»Hoffentlich habe ich nicht zuviel Milch hineingegeben«, sagte die Schwester in einem so lauten Flüstern, daß sie nicht hätte zu flüstern brauchen.

»Es ist gut so«, erwiderte Kitty, ohne den Tee auch nur anzuschauen.

»Ich stelle die Tasse auf die Kommode. Sie können sich hier hinsetzen.« Die Schwester schob bereits einen Stuhl ans Kopfende des Betts. »Wenn sie aufwacht, wird sie Sie dann sofort sehen«, sagte sie freundlich.

»Ich trinke meinen Tee hier, Schwester.«

»Oberschwester«, korrigierte sie und lächelte mit der geduldigen Resignation eines Menschen, der das oft tat.

»Entschuldigen Sie, Oberschwester. Ich stehe lieber«, sagte Kitty schnell. »Das Flugzeug - ich habe stundenlang gesessen«, fügte sie erklärend hinzu, denn ihr wurde mit aufsteigender Panik bewußt, daß von ihr erwartet wurde, neben der Patientin zu sitzen und sie sogar zu berühren.

»Natürlich. Häßliche, unbequeme Dinger, diese Flugzeuge«, entgegnete die Oberschwester tröstend und gab Kitty die Tasse mit der Untertasse. Kitty nahm einen Schluck und unterdrückte gerade noch eine Grimasse wegen des viel zu starken Milchgeschmacks. »Fühlen Sie sich wohl? Sicher wäre es besser, Sie würden sitzen«, meinte die Oberschwester, als sie sah, daß die Tasse in Kittys Hand zitterte.

»Ja. Es geht mir gut. Ich friere bloß entsetzlich. Wie können Ihre Patienten nur bei diesen Temperaturen überleben?«

»Ich bringe Ihnen den Stuhl«, sagte die Oberschwester, die plötzlich begriff. Sie hatte täglich mit dem Tod Umgang, doch die meisten Menschen fürchteten sich vor ihm und wollten nicht mit ihm in Berührung kommen.

Kitty sank auf den Stuhl, der jetzt am Fußende des Betts stand. Sie hielt die Tasse in die Höhe. »Es tut mir leid, daß ich Ihnen Umstände mache, aber ich möchte den Tee jetzt nicht trinken.« Die Oberschwester nahm Tasse und Untertasse. »Ist sie ...« Kitty deutete mit dem Kopf auf die Gestalt im Bett. Sie konnte nicht formulieren, was sie sagen wollte.

»Sie ist eine richtige Kämpferin. Letzte Nacht ...« Die Oberschwester zuckte mit den Schultern, beugte sich nieder, und diesmal flüsterte sie wirklich. »Letzte Nacht stand es auf des Messers Schneide. Aber der menschliche Körper ist etwas Wundervolles, Miss Lawrence. Sehen Sie, ich wäre nicht überrascht, wenn sie es noch einmal schaffte.«

»Oh, ich verstehe«, erwiderte Kitty und war leicht verärgert, weil sie die lange Reise umsonst gemacht hatte.

»Aber schließlich ...« Die Oberschwester straffte ihre runden Schultern. »Wer kann schon was Definitives wissen?«

Plötzlich bewegte sich etwas im Bett. Die Oberschwester eilte zu ihrer Patientin, fühlte ihr den Puls, strich ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht und beugte sich über sie. »Wer hat denn da Besuch bekommen? Ist das nicht eine schöne Überraschung?« Sie richtete sich wieder auf. »Nur ein paar Minuten, denn wir wollen sie nicht ermüden. Nein, das wollen wir nicht, oder?« sagte sie fröhlich und machte Kitty Platz.

Langsam und angespannt stand Kitty auf und stellte sich neben den Kopf der Patientin. Die Lampe strahlte ein unheimliches blaues Licht aus, das die scharfen Linien in dem ausgezehrten Gesicht betonte.

»Ist das Lana!« Die Frau sprach mit dem heiseren Krächzen eines Menschen, der längere Zeit nicht geredet hatte. Müde winkte sie mit der Hand, die so dünn war, daß sie wie eine Vogelklaue wirkte. Kitty wich vor dieser nach Berührung tastenden Hand zurück, die ihr wie suchende

Tentakel eines Geschöpfes aus dem Meer vorkam. »Lana? Endlich. Warum hast du so lange gebraucht, mein Liebling?«

Zögernd streckte Kitty ihre Hand nach der suchenden aus; Mitleid siegte über Ekel.

»Nicht Lana ist hier. Ich bin's, Kitty ...«

Völlig überraschend öffnete die Frau die Lider und starrte Kitty aus blauen Augen an.

»Was hast du hier zu schaffen?« Ihre Stimme war anklagend, ihre Hand fiel enttäuscht auf die Bettdecke zurück. »Ich will dich nicht. Wer hat dich kommen lassen? Ich will Lana.« Jetzt war die Stimme schmeichlerisch. Kitty steckte ihre Hand in die Manteltasche. In Sicherheit.

»Ich weiß nicht, wo Lana ist«, sagte sie.

»Dann finde sie. Das kannst du doch für mich tun, nicht wahr?« Das Sprechen strengte sie an; sie rang nach Atem.

»Ich will sehen, was sich machen läßt.«

»Und beeil dich.«

»Es könnte eine gewisse Zeit in Anspruch nehmen.«

»Ich habe keine Zeit mehr.« Die Patientin seufzte wütend.

»So darfst du nicht reden. Natürlich hast du Zeit ...« Kitty versuchte ermutigend zu klingen.

»Verdammt noch mal, rede nicht mit mir wie diese blöden Krankenschwestern. Ich bin kein Kind mehr!« Wegen der Anstrengung beim Sprechen fing sie an zu husten, der ausgemergelte Körper wurde krampfhaft geschüttelt. Von Panik ergriffen, hielt Kitty nach einer Schwester Ausschau. »Wasser ...« Die dünne Hand wedelte kraftlos in der Luft. »Wasser ...«

Kitty beugte sich vor, legte ungeschickt ihren Arm um die Kranke und richtete sie ohne Anstrengung in eine sitzende Position auf, denn sie wog so wenig. Kitty ließ sich auf dem Bettrand nieder und stützte sie mit ihrem Körper. Mit der anderen Hand hielt sie die Schnabeltasche an den Mund der Patientin. Diese trank gierig und fiel dann

erschöpft in die Kissen zurück, wobei sie Kittys Arm einklemmte. Ein dünner Schweißfilm bedeckte das Gesicht der Frau. Kitty wußte, daß sie ihr den Schweiß abwischen sollte, aber sie wußte auch, daß sie es nicht konnte. Behutsam zog sie ihren Arm unter dem Körper der Kranken hervor.

Sie blickte hinab und sah, daß die blauen Augen sie flehend anschauten.

»Hol mich hier raus, Kitty. Laß mich auf die Privatstation verlegen.«

»Ja. Ich verspreche es dir.«

»Und finde Lana.«

»Ja.«

»Wenn du sie gefunden hast, kommst du wieder.« Und die Augen schlossen sich, als ob sie schlief. Aber Kitty wußte, daß sie entlassen war.

Kitty nahm ihre Handtasche vom Boden und ging, ohne einen Blick zurückzuwerfen, schnell auf das helle Büro zu, wo die Oberschwester und zwei Schwestern saßen. Die beiden Schwestern strickten emsig.

»Sie gehen schon, Miss Lawrence?« Die Oberschwester stand auf, als Kitty in der offenen Tür erschien.

»Ja. Sie möchte ein Privatzimmer haben. Wie kann ich das bekommen?« Kitty redete schnell.

»Ich habe nicht bemerkt, daß sie hier bei uns unglücklich gewesen ist«, erwiderte die Oberschwester sichtbar verärgert. »Das hat nichts mit Ihnen oder Ihren Kolleginnen zu tun. Ich bezweifle, daß man es ihr irgendwo recht machen kann.«

»Ich informiere die Tagesschwester«, sagte die Oberschwester widerstrebend. »Sie wird veranlassen, daß die Patientin in den Privatflügel verlegt wird. Möchten Sie, daß derselbe Arzt sie behandelt, oder soll ein Arzt Ihrer Wahl die Behandlung fortsetzen?« Noch immer besaß ihre Stimme einen eisigen Unterton.

»Nein. Der jetzige ist sicher der beste.« Kittys Antwort schien die Schwester zu besänftigen, denn sie lächelte unerwartet.

»Ich habe Ihre private Telefonnummer nicht, Miss Lawrence – nur für den Fall ... Sie wissen schon. Wir haben zwar die Nummer Ihres Agenten, aber der ist bloß während der Bürostunden erreichbar.«

»Ich gebe Ihnen seine Privatnummer, denn ich werde nicht dasein.«

»Sie bleiben nicht hier?«

»Nein. Ich denke, das ist nicht nötig. Schicken Sie die Rechnungen an meinen Agenten. Er wird sich darum kümmern.«

Kitty warf einen Blick in den schwach beleuchteten Gang. »Ich glaube, das ist dann alles«, sagte sie wie jemand, der, gern gehen möchte, aber nicht weiß, wie man es geschickt anstellt. »Ich danke Ihnen, Ihnen allen.« Sie schenkte den dreien eines ihrer glatten, professionellen Lächeln und wollte sich zum Gehen wenden.

»Miss Lawrence.« Die Oberschwester streckte die Hand aus, um Kitty zurückzuhalten. »Es wäre mir lieber, Sie hinterließen uns eine Telefonnummer, unter der Sie direkt zu erreichen sind. Die Patientin könnte sterben, sogar heute nacht. In Fällen wie diesem ist man niemals sicher.«

»O nein, Oberschwester, das wird sie nicht tun. Sie werden meine Mutter noch für eine ganze Weile haben«, erwiderte Kitty und ging. Die drei hörten ihre hohen Absätze auf dem Fußboden klicken und warteten auf das Geräusch der Schwingtür. »Na, das ist aber eine – kalt wie Hundeschnauze«, sagte die Stationsschwester.

»Macht ihr das denn überhaupt nichts aus?« fragte die Lernschwester. »Ihre Mutter ist doch so eine nette Dame, die sich nie beklagt.«

»Es ist schon seltsam, daß sie ihre schwerkranke Mutter allein läßt«, meinte die Stationsschwester und gab im

Rhythmus ihrer klappernden Nadeln mißbilligende Geräusche von sich. »Wie ich diese arme Frau bedaure!«

»Ich weiß nicht recht, Schwester. Während meiner Berufsjahre habe ich eine Menge gesehen. Miss Lawrence war nervös, sie zitterte und beklagte sich über die Kälte im Zimmer – sie steht unter einem leichten Schock, würde ich sagen. Wir kennen doch nie die ganze Geschichte, oder? Was in der Vergangenheit zwischen zwei Menschen geschehen ist, damit sie so sind, wie sie sind. Was wissen wir schon davon? Wenn sich Menschen auf eine gewisse Art und Weise benehmen, haben sie immer Gründe dafür. Jedenfalls habe ich diese Erfahrung gemacht.« Die Oberschwester nickte bekräftigend zu ihren weisen Worten. »Na ja«, sagte sie jetzt in forscherem Ton, »da nun unser VIP fort ist, werde ich meine Runde machen.« Sie nahm ihre große schwarze Taschenlampe, warf sich ihr Cape über die Schultern und ging aus dem Büro.

»Für mich ist sie trotzdem ein kaltes Aas«, meinte die Stationsschwester und klopfte mit der Stricknadel gegen ihre Zähne.

»Und haben Sie den Mantel gesehen? Ich habe noch nie Frauen leiden können, die mit einem Pelzmantel protzen. Das zeigt doch, wie gefühllos sie ist«, sagte die Lernschwester schaudernd.

Die von einem Chauffeur gelenkte Limousine hielt vor dem luxuriösen Apartmenthaus. Kitty hatte bereits halb die Straße überquert, ehe der Fahrer ihr die Tür hatte öffnen können. Und sie hatte ihm auch nicht gedankt oder eine gute Nacht gewünscht. Das ist ungewöhnlich für sie, dachte er, als er sich wieder hinter das Lenkrad setzte.

Kitty nahm den Lift – elegant und vergoldet, aber altmodisch und schrecklich langsam – zur obersten Etage. Sie schloß die Tür zu ihrer Wohnung auf; im Flur brannte Licht. Sie hoffte, es bedeutete, daß Jenny noch auf war und

auf sie wartete. Aber der Salon war dunkel. Sie knipste die Lampen an, schleuderte ihre Schuhe von den Füßen und ging zu dem Tablett mit den gut sortierten alkoholischen Getränken, wo sie sich einen großen Scotch eingoß, den sie in einem Zug hinunterschüttete. Dann eilte sie in den Flur zurück und zog beim Gehen ihren Mantel aus. In der großen blendendweißen Küche suchte sie unter der Spüle und kramte einen schwarzen Müllsack hervor. Sie legte ihren Nerzmantel zusammen und steckte ihn in den Sack. Dann zog sie ihr elegantes schwarzes Kleid aus und tat es ebenfalls hinein. Sie verknotete den Sack, öffnete die Hintertür, die auf die Feuertreppe hinausging, und stellte den Müllsack zu den sich dort bereits befindenden.

In ihrem Schlafzimmer entkleidete sie sich völlig und ging ins Bad. Zehn Minuten stand sie unter der Dusche und schrubbte sich. Erst dann wurde ihr wieder warm. Erst dann fühlte sie sich wieder sauber.

**Erster Akt**  
**1959-1963**

## Kapitel 1

Mike Lawrence lief in seinen festen Schuhen mit Krepptsohlen die Straße entlang. Sein Gang war leise, auch in normalen Schuhen, denn er war leichtfüßig. Das ärgerte Amy, seine Frau, über alle Maßen. »Schleicher« nannte sie ihn, wenn er plötzlich hinter ihr stand und sie zusammenschrak. Er könne gar nichts dagegen tun, denn er sei einfach so geboren, erklärte er ihr, und seine Erklärung ärgerte sie ebenfalls.

In der Kurve blieb er wie so oft stehen, nur um den Anblick seines Hauses zu genießen und das Wissen, daß es ihm gehörte. Für ihn war es etwas Besonderes, doch jeder andere hätte es als ein ganz gewöhnliches Haus betrachtet, eines von Tausenden, das in den zwanziger Jahren erbaut worden war, ehe die Depression weitere Investitionen unmöglich gemacht hatte. Es stand an einer Hauptstraße mit etwa zweihundert ähnlichen Häusern, die alle von ihren Besitzern geliebt und gepflegt wurden. Aber für Mike sah das Haus Nummer vierzehn immer etwas sauberer und gepflegter aus.

Eine kleine grüne Pforte mit einem Schnappschloß führte auf einen gepflasterten Weg zwischen zwei kleinen Rasenflächen, die von Rosenbüschen umgeben waren. Vor den Erkerfenstern im Parterre und im ersten Stock hingen weiße Geranien. Alle vier Jahre strich er die Fensterbretter und Rahmen neu an, wobei er die alte Farbe vorher vollständig entfernte – er hatte es sich noch nie im Leben leichtgemacht oder geknausert. Diesmal wollte er sie grün streichen – Nilgrün stand auf der Dose – und cremefarben, nicht schwarz und weiß wie das letzte Mal. Das Schwarz war ein Fehler gewesen, denn man konnte jedes Staubkorn darauf sehen und den Unrat der Vögel. Grün war besser.

Über der Haustür war ein kleines ovales, buntes Glasfenster, das einen Sonnenaufgang oder -untergang darstellte. Er war sich nicht sicher, was von beidem. Amy mochte das Fenster nicht; sie hielt es für altmodisch und hätte es am liebsten durch eine Milchglasscheibe ersetzt. Doch bisher hatte Mike ihrer Bitte widerstanden.

Wenn auf die Klingel gedrückt wurde, was nicht oft geschah, ertönte ein Glockenspiel, die Glocken von Westminster.

Das Haus war mit Rauhputz versehen. Mike bedauerte das, denn er löste sich an manchen Stellen und mußte dann erneuert werden. Außerdem war er davon überzeugt, daß er der Grund für eine ständig feuchte Stelle im Schlafzimmer war, die er nicht beseitigen konnte. Aber er mußte sich nun einmal mit dem Rauhputz abfinden, Klagen änderten nichts.

Auf einer Seite gab es eine gemeinsame Einfahrt mit Haus Nummer zwölf, die Ränder aus Beton, die Mitte aus Rasen, damit man genau sehen konnte, wo das Grundstück von Nummer zwölf aufhörte und das von Nummer vierzehn begann. Mike kannte Häuser gleichen Zuschnitts, wo der eine Nachbar seinen Rasen mähte und der andere nicht. Und da Frankie in Nummer zwölf noch nie einen Rasenmäher zur Hand genommen hatte, tat Mike es eben für sie beide. Amy sagte, er solle das lassen, daß er dem faulen Kerl einen Gefallen tue und nicht einmal Dank dafür ernte. Aber das war Mike egal. Er mochte es, wenn alles ordentlich aussah.

Er marschierte zu der Stelle, wo die Doppelgarage stand. In Mikes Garage war kein Wagen, aber eines Tages? Mike war ein unverbesserlicher Optimist. Dieser Seiteneingang machte aus Haus Nummer vierzehn eine Doppelhaushälfte und somit in Mikes und auch Amys Augen wertvoller, denn die meisten Häuser in dieser Straße waren Reihenhäuser.

Er kam zur Pforte, mannshoch und aus Holzbrettern gefertigt, die so sorgfältig wie die Fassade des Hauses gestrichen war. Oben waren die Nummer und ein Schild mit der Aufschrift *Betteln und hausieren verboten* angeschraubt. Er schob den Riegel zurück und drückte fest gegen die Pforte. Sie ließ sich nur schwer bewegen und blieb manchmal stehen, obwohl er die Scharniere ausgewechselt und gut geölt hatte. Jetzt hatte er sich an das mangelhafte Funktionieren gewöhnt, ja, es gefiel ihm sogar. Und Amy merkte wenigstens jedesmal, wenn er kam, denn seine Schritte verrieten ihn ja nicht.

Er durchquerte den Hof – den Amy Terrasse nannte – und ging unter der selbstgebauten Pergola hindurch, die schwer von den emporrankenden Rosen war. Als erstes inspizierte er den kleinen Rasenflecken, wo das Gras so zart und ohne Unkraut war, daß es wie feinstes grünes Wildleder aussah. Seine Dahlien waren sein Stolz und seine Freude. Er suchte jede einzelne nach Pilzen und Parasiten ab. Dann wandte er sich dem Gemüsebeet zu. Doch beim Heimkommen überprüfte er nur alles, denn er wollte seinen Arbeitsanzug nicht schmutzig machen. Er würde seinen Tee trinken, sich dann umziehen und in seinem geliebten Garten arbeiten. Nicht ein Quadratzentimeter war verschwendet, sogar den alten Luftschutzraum hatte er mit Erde bedeckt. Und im Frühling wuchsen dort Krokusse und Schneeglöckchen. Zufrieden, weil alles in Ordnung war, ging er zur Hintertür, putzte sich gründlich die Schuhe auf der Fußmatte draußen ab, wiederholte die Prozedur auf der Matte drinnen und rief »Ich bin da.«

Es kam keine Antwort, oft kam keine. Er warf einen Blick neben den Kessel, wo gewöhnlich der Zettel mit der Nachricht lag, wo Amy und seine Töchter waren. Heute abend waren sie bei der Schneiderin, las er.

Noch mehr Ausgaben, dachte er traurig, nicht verärgert. Er war traurig, weil er geschworen hatte, seiner Frau alles zu geben, was sie glücklich machen würde. Und das hatte

er getan, selbst um den Preis zahlloser Überstunden, die er lieber in seinem Garten verbracht hätte. Aber ganz egal, was sich Amy auch wünschte und er ihr schenkte, glücklich machte es sie nicht.

Zuerst war es das Ziel ihres Ehrgeizes gewesen, das schönste Haus in der Straße zu besitzen, am elegantesten gekleidet zu sein und die hübschesten und klügsten Kinder zu haben. Doch in den vergangenen fünf Jahren hatte sie ihre Energie vollständig auf ihre Töchter konzentriert. Amy hatte beschlossen, daß die Mädchen Tänzerinnen - und Stars auf diesem Gebiet - werden sollten, ganz gleich, um welchen Preis und zu welchen Kosten. Ach, die Kosten! Seltsamerweise ging es ihm als Angestellter früher finanziell besser. Jetzt, als Filialleiter, konnte er nicht mehr mit Überstunden dazuverdienen, die Mehrarbeit wurde von einem Mann in seiner Position einfach unentgeltlich erwartet. Auf dem Herd stand auf kleiner Flamme eine Kasserolle. Mike nahm einen Topflappen, ergriff damit den Teller, der auf der Kasserolle war und stellte ihn auf den mit Wachstuch bedeckten Küchentisch. Sorgfältig wusch er sich die Hände, ehe er den Deckel von der Kasserolle nahm. Hm, ein Auflauf aus Hackfleisch und Kartoffelbrei, mit weichen Erbsen, seine Lieblingsspeise. Der Tisch war schon für ihn gedeckt, Messer und Gabel und OK-Sauce, die er großzügig über das Gericht goß.

Während des Essens dachte er an Amy. Ihre Art, mit scheinbar unerschöpflicher Energie hin und her zu eilen, ständig in Bewegung zu sein, erinnerte ihn an einen Kolibri, an einen dieser exotischen Vögel in den Tropen, über die er gelesen hatte: buntschillernd, klein und immer aktiv.

Er hatte sie kurz vor Kriegsbeginn bei einer Tanzveranstaltung kennengelernt. Sie war damals Friseurlehrling, er Verkäufer bei Co-op. Sie hatte nicht Friseurin werden wollen, sondern Tänzerin, aber ihre einfachen, frommen Eltern hatten dem einen Riegel

vorgeschoben, da sie glaubten, daß ihre Tochter auf der Bühne alle Sünden Sodom und Gomorrhas kennenlernen würde. Über Amys Beruf als Friseurin waren sie auch nicht allzu glücklich, da sie die künstliche Verschönerung des Menschen als Sünde betrachteten - doch es war das geringere von zwei Übeln. Mike hatte sich in Amy vom ersten Augenblick an verliebt, wie viele andere Männer auch, denn sie hatte eine gute Figur und ein hübsches, von goldenen Locken eingerahmtes Gesicht. Er hatte lange um sie werben müssen. Von seinem ersten Arbeitstag an hatte er immer einen guten Teil seines Gehalts gespart, weil er wußte, daß er sich eines Tages verlieben würde und dann seiner Braut etwas bieten wollte, das Beste. Und für Mike war das Beste ein Haus mit einem Badezimmer. In Amy hatte er eine Gleichgesinnte gefunden, denn auch sie sparte und wußte genau, was sie wollte: ein Haus in der Mulberry Avenue. Der Krieg hätte sie ihrem Ziel nicht näher bringen können, denn ein Soldat bekam nur wenig Sold, doch Amy arbeitete härter als je zuvor und trug fortwährend Geld zur Bank. Im Juli 1941 heirateten sie, eher als geplant, aber Amy schrieb, sie sei schwanger, und Mike erhielt einen zweitägigen Urlaub. In der Hochzeitsnacht bekam sie ihre Periode.

Mike nahm das gleichmütig hin, denn jetzt hatte er sie. Nur machte er sich manchmal, wenn er nicht bei ihr war, Sorgen, daß ein anderer Mann mit mehr Ersparnissen oder sogar einem Auto käme und sie ihm wegnehmen könnte.

Die vier ersten Jahre ihrer Ehe verbrachten sie als Untermieter in schäbigen Zimmern, dann in einer Mietwohnung. Für beide war das keine glückliche Zeit. Er wollte Kinder, sie nicht. Doch schließlich ermöglichten ihre Ersparnisse und ein höheres Gehalt Mike, Amys Traum zu verwirklichen: Er kaufte das Haus Nummer vierzehn in der Mulberry Avenue.

An einem Maimorgen gehörte ihnen der Hausschlüssel, und sie standen in ihrer Doppelhaushälfte, mit dem

gekachelten Bad, dem separaten WC und der Einbauküche.

»Und wie gefällt's dir?« fragte Mike sie und lächelte stolz.

»Ich bin überglücklich. Jetzt wohnen wir endlich in der Mulberry Avenue.«

»Ich kaufe Tapeten und tapeziere das Wohnzimmer.«

»Nein. Zuerst den Eingang.«

»Aber warum? Das Wohnzimmer braucht eine neue Tapete.«

»Weil mehr Leute den Flur sehen, darum. Dann tapezierst du unten – zuerst das Zimmer, das nach vorne rausgeht.«

»Wenn du das so willst, Mum«, sagte Mike verwundert, aber er wunderte sich oft über seine Frau.

»Nenn mich nicht ›Mum‹. Das ist gewöhnlich.« Mit der Grazie einer Tänzerin, die sie nie sein würde, ging sie in die Küche, öffnete die Hintertür und schaute in den Garten.

»Blumen. Ich will Blumen, Hunderte, damit das ganze Haus davon voll ist. Große Vasen, die von Blumen überquellen.«

»Was immer du haben willst, bekommst du, mein Mädchen.« Er ging zu ihr und wollte sie in die Arme nehmen und küssen. »Du weißt doch, wie es heißt? Neues Haus, neues Baby«, sagte er grinsend.

»O Mike! Und was sonst noch? Kannst du nicht an etwas anderes denken? Wir müssen auspacken.« Und leichtfüßig war sie an ihm vorbeigetrüppelt, und er war ihr gefolgt und hatte sich groß und plump gefühlt – ein Gefühl, das sie ihm oft vermittelt hatte. Aber er hatte recht gehabt. Nach einer schwierigen Schwangerschaft und Geburt kam ihr erstes Kind zur Welt und zwei Jahre später noch eins, dessen Geburt viel leichter gewesen war. Beide wurden in dem Schlafzimmer geboren, in dem sie empfangen worden waren.

Ach ja, das sind glückliche Tage gewesen, dachte Mike, als er seinen Teller nahm, ihn im Spülbecken wusch und

dann abtrocknete und zurück in den Geschirrschrank stellte. Er ging über den Flur und die mit einem Teppich belegte Treppe hinauf. Als er die große Vase voller Dahlien auf dem Fenstersims sah, lächelte er. Sie durfte so viele Blumen pflücken, wie sie wollte. Im Schlafzimmer zog er seinen Geschäftsanzug aus und hing ihn sorgfältig in den Schrank aus Walnußholz. Er streichelte das schöne Holz und fragte sich, warum Amy diesen Schrank wegwerfen und einen neuen Einbauschränk haben wollte.

Als er seine Gartenkleidung anhatte, ging er zu seinem Gemüsebeet. Er entfernte die wilden Triebe von den Bohnen, und ihm wurde bewußt, daß es nichts nützte, sich immer nur an die schönen Zeiten in seinem Leben zu erinnern. Dadurch konnte er die nagende Angst nicht vertreiben, die ihn nachts wach hielt, während Amy unbekümmert neben ihm schlief. Er hatte eine solche Angst und machte sich solche Sorgen, daß ihm manchmal richtig schlecht wurde und er sich fragte, wie lange es noch so weiterginge.

Er hatte nicht genug Geld - das war sein Problem. Er mußte die Schulgebühren zahlen, denn Amy hatte darauf bestanden, daß die Mädchen eine Privatschule besuchten, womit er voll und ganz einverstanden gewesen war. Dann war da die erstaunliche Menge aller möglichen Uniformen, die ein solches Etablissement verlangte, und so Extras wie Klavierunterricht und Reitstunden. Und schließlich mußte er auch noch die Tanzstunden für beide bezahlen, die viermal wöchentlich stattfanden - zweimal in der Schule und zweimal als Privatunterricht. Dazu kamen die Rechnungen der Schneiderin für Kostüme für Schulaufführungen zweimal im Jahr. Und Stepschuhe, Ballettschuhe und zahllose Trikots und Ballettröckchen.

Mike war wegen all dieser Ausgaben nicht böse. Er hatte zwei schöne und talentierte Töchter, und es war seine Pflicht, ihnen jede mögliche Chance im Leben zu bieten.

Wenn nur Amy nicht Einbauschränke im Schlafzimmer, eine neue Einbauküche und einen neuen Teppich fürs Wohnzimmer haben wollte. Er wußte immer, welche Wünsche Amy hatte und daß sie von ihm erwartete, es herbeizuschaffen, denn plötzlich lagen wie zufällig aufgeschlagene Zeitschriften herum, auf deren Seiten hübsche Küchen, Badezimmer oder Schlafzimmer abgebildet waren. Außerdem erschienen dann wie aus dem Nichts Stoffproben oder Teppichmuster.

Doch diesmal wußte er einfach nicht mehr, wie er diese Dinge bezahlen sollte. Er hatte bereits eine zweite Hypothek auf das Haus aufgenommen und das ganze Geld für eine neue Zimmereinrichtung und ein neues Service – das nur zu Weihnachten benutzt wurde –, eine Menge Kleider für seine drei Ladys und eine neue Radiogrammophonkombination ausgegeben. Der Kredit war weg, und die Abzahlungen wurden zu einer immer größer werdenden Last.

Er hätte Amy seine finanzielle Situation erklären sollen, konnte es aber aus verschiedenen Gründen nicht. Wenn er ihr seine Lage gestehen würde, hätte er das Gefühl, sie im Stich gelassen zu haben. Und wenn er sie im Stich gelassen hatte, hatte er versagt. Und wenn er versagte, wußte er, wie ihre Reaktion aussähe. Eine der Eigenschaften, die er an Amy so liebte, war ihr bezauberndes kindliches Benehmen, weil er sich dann immer wie ihr starker Beschützer fühlte. Doch diese Eigenschaft hatte auch einen Nachteil. Wenn Amy ihre Pläne bedroht sah, konnte sie Wutanfälle wie ein Kind bekommen.

»Dad, wo bist du?«

Er schaute von seinen Spinatpflanzen auf und strahlte. Auf ihn zu kamen die beiden Menschen, für die sich alle seine Mühen und Sorgen lohnten. Zuerst Lana – im Laufen flatterte ihr blondes Haar hinter ihr her, ihre blauen Augen, die Augen ihrer Mutter, strahlten vor Aufregung, ihr hübsches Gesicht glühte vor Lebensfreude. Und dann kam

Kitty - sie lief nicht, sondern ging und war viel größer als die zwei Jahre Altersunterschied vermuten ließen. Ihr Haar war dunkelbraun, ihre Augen haselnußbraun wie die ihres Vaters, ihr Gesichtsausdruck ernst. Als Erwachsene würde man sie eher als gutaussehend denn schön bezeichnen. Kitty war nachdenklicher, ruhiger, weniger ausgelassen und überschwenglich als ihre Schwester, doch Mike wußte, daß sie diejenige war, die er beschützen mußte.

## Kapitel 2

Kitty ärgerte sich ständig über Lana. Sie liebte sie, denn wenn jemand nicht nett zu ihrer Schwester war, führte sich Kitty wie ein Racheengel auf. Aber Lana zu mögen, war ein Problem.

Das war von Anfang an so gewesen. Man hatte ihr erzählt, daß sie, als ihre Schwester geboren wurde, damals im Alter von zwei Jahren wie eine Mutter zu Lana gewesen sei. Sie hatte sie getragen, gewiegt, gefüttert. Das stimmte, denn ihr Vater hatte es ihr erzählt, und sie hatte ihn nie bei einer Lüge ertappt. Aber es war eine Wahrheit, die sie erstaunte.

In Kittys Leben gab es nur eine Gewißheit: Sie liebte ihren Vater. Sie liebte alles an ihm, sein Gesicht, seine Haltung, seine Intelligenz und seine Freundlichkeit, seine Ehrlichkeit und seine Toleranz. Doch am wichtigsten war, daß sie sich bei ihm sicher fühlte, und sie hatte die Gewißheit, daß er immer jedes Problem lösen könnte. Sie vertraute ihm.

Man konnte nicht behaupten, daß sie dieselben Gefühle ihrer Mutter entgegenbrachte. Kitty liebte ihre Mutter, selbst wenn sie Angst vor ihr hatte, aber sie vertraute ihr nicht. Kittys Vertrauen in ihre Mutter war unwiederbringlich zerstört worden, als sie erst drei Jahre alt gewesen war. Das geschah am Weihnachtsabend, und draußen schneite es. Amy hatte Kitty auf den Arm genommen, damit sie durchs Fenster die fallenden Schneeflocken betrachten konnte.

»Wenn du ganz angestrengt lauschst, kannst du die Glocken vom Schlitten des Weihnachtsmanns hören«, hatte Amy gesagt

Kitty hatte die Ohren gespitzt, den kleinen Mund vor lauter Konzentration geöffnet.

»Ich höre sie! Ich höre sie! Ich höre die Glocken.« Sie wandte ihr vor Aufregung leuchtendes Gesicht ihrer Mutter zu.

Patsch! Ihre Mutter hatte ihr mitten ins Gesicht geschlagen. »Lüg mich verdammt noch mal nicht an!« hatte sie geschrien und Kitty grob auf den Boden fallen lassen. Kitty hatte geweint – nicht so sehr, weil die Ohrfeige weh getan hatte, sondern weil sie nicht verstanden hatte, was sie verkehrt gemacht hatte. Sie *hatte* die Glocken gehört. Den Zwischenfall hatte sie bald vergessen, doch nicht die Konsequenz – ihre Mutter hatte für immer Kittys Vertrauen eingebüßt.

Lana war der Liebling ihrer Mutter. Nicht daß Kitty irgend etwas entbehrte, jedes Kind bekam die gleichen Sachen. Amys Bevorzugung drückte sich in ihrem Gesicht aus, wenn sie ihre jüngere Tochter anschaute, im Ton ihrer Stimme, wenn sie mit ihr sprach, in ihrer Unfähigkeit, Lana zu strafen. Mike hatte dagegen protestiert, aber ohne Erfolg.

»Sie ist ich, das mußt du verstehen«, hatte Amy erklärt. »Lana sieht nicht nur wie ich aus, sie denkt auch wie ich. Sie will all die Dinge im Leben haben, die ich mir gewünscht habe.«

»Aber Kitty ist doch auch ein Teil von dir, selbst wenn sie mir ähnlich sieht«, hatte Mike eines Tages eingewandt, als Amy besonders streng zu Kitty gewesen war. Er wollte das Problem aus der Welt schaffen.

»Welcher Teil denn?« hatte Amy verächtlich gefragt.

»Mir kommt es fast so vor, als könntest du sie nicht leiden.«

»Das ist doch Unsinn«, hatte Amy entgegnet und begonnen, mit wütenden Bewegungen eine Kartoffel zu schälen.

»Wirklich? Du hast sie nie wie Lana behandelt, nicht einmal, als sie klein war. Ich weiß, daß die Schwangerschaft und Geburt schwer waren und daß du nach ihrer Geburt Depressionen hattest. Aber du bist doch jetzt nicht mehr deprimiert, oder?«

»Nein.« Sie warf die Kartoffel in einen Topf mit kaltem Wasser.

»Woran liegt es dann? Sag es mir, Amy. Ich möchte euch beiden doch nur helfen.«

»Ich weiß überhaupt nicht, was du willst. Ich weiß es wirklich nicht«, sagte sie und preßte die Lippen verärgert zusammen. Dann nahm sie eine neue Kartoffel und schälte wütend weiter.

»Sie ist ein nettes Kind, und ich habe Angst, daß sie sich zurückzieht oder auf Lana eifersüchtig werden könnte.«

»Ich bezweifle, daß sie überhaupt merkt, wie *ich* über sie denke. Sie ist ganz wie du, das ist sie immer schon gewesen.«

»Weil du sie nicht liebst, deshalb.«

»Rede keinen Unsinn, Mike. Ehrlich, manchmal gehst du mir auf den Wecker.«

»Ich muß mit dir darüber sprechen. Mir kommt es jedenfalls hin und wieder so vor, als wärst du das Kind und nicht Kitty .... manchmal bist du einfach grob ... und ... kleinlich.«

Amy drehte sich abrupt um und sah ihren Mann an. »Kleinlich? Ich? Das mußt gerade du mir sagen! Diese ganze Diskussion ist kleinlich. Du willst also die Wahrheit wissen? In Ordnung. Ich verrate sie dir.« Wütend wischte sie sich die Hände an ihrer Schürze ab. »Ich kann sie nicht leiden, weil sie mich nicht leiden kann. Sie ist eine hochnäsige kleine Kuh, das ist sie schon immer gewesen. Was verstehst du denn davon? Du bist ein Mann. Hast du etwa gelitten, wie ich gelitten habe, als ich mit ihr schwanger war?«

»Nein. Aber dafür kannst du sie doch nicht verantwortlich machen ...«

»So ist es nun einmal. Noch vor ihrer Geburt hat sie mich leiden lassen, und seit sie auf der Welt ist, verachtet sie mich.«

»Amy, Liebste, das stimmt doch nicht.«

»Verdammt noch mal, halt mir keine Vorträge. Ich weiß, wer mich liebt und respektiert. Meine Lana. Du kannst dich ja um Madame Kitty kümmern.«

»Amy ...«

»Hätte ich sie in einem Krankenhaus geboren statt zu Hause, hätte ich sicher geglaubt, daß man mein Baby vertauscht hat. Ich *fühle* nicht, daß sie ein Teil von mir ist, und damit basta.«

»Aber Amy ...«

»Ach, Mike, tu mir einen Gefallen und grab dein Gemüsebeet um. Laß mich in Ruhe«, sagte Amy und wandte ihm den Rücken zu. Sie schälte ihre Kartoffeln, und Mike ging zu seinem Gemüsebeet. Das Thema wurde nie wieder von ihnen erwähnt.

Zu diesem Zeitpunkt merkte Kitty nichts von der Zurückhaltung ihrer Mutter ihr gegenüber. Da sie nie etwas anderes kennengelernt hatte, schien ihr dieses Verhalten normal zu sein.

Kitty war in ihrem Zimmer. Erst an ihrem zwölften Geburtstag hatte sie ein eigenes Zimmer bekommen, und mußte nicht mehr eins mit Lana teilen. Ursprünglich war es die Abstellkammer gewesen und deshalb so klein, daß sie sich kaum darin bewegen konnte. Doch ihr Vater hatte erfindungsreich Platz für alle ihre Besitztümer geschaffen. Unter die Fensternische hatte er einen kleinen Schreibtisch eingebaut, außerdem einen Schrank mit Schiebetüren, und unter dem Bett gab es zwei große Schubladen. Das Zimmer